

Nr. 143. Bydgoszcz/Bromberg, 26. Juni 1938

Monika

Ein Schicksalsroman von Hans Ernst.

(22. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

Vevi ist über den Hügel heruntergestürmt, geradeswegs heimzu. Daheim in der Stube sitzt Monika, ihre Mutter. Und ehe diese noch fragen kann, was denn das verstörte Aussehen zu bedeuten habe, schleudert es Vevi schon stoßweise heraus:

„Der Sägmüller — ach weißt, Mutter — der Sägmüller —“

„Was ist mit dem Sägmüller?“ Eine Frage, aus der heimliche Angst schreit.

„Abgebußt hat er mich. So richtig überfallen hat er mich, droben im Wald.“

Die Monika sagt erst eine Weile gar nichts. Sie hat sich schon wieder beruhigt.

„Und gesagt hat er weiter gar nix?“ forschte sie.

„Net viel. Nur — daß er morgen wieder fort muß. Dann geschah es.“

Monika geht ein paarmal durch die Stube.

„Er hat dich halt gern, der Sägmüller“, meint sie dann mehr für sich.

„Aber — warum denn?“ fragt Vevi verständnislos. „Er hat ja selber eine Frau, und dann — ich bin doch noch so furchtbar jung — er könnte ja leicht mein Vater sein — dem Alter nach.“

Monika fährt herum, starrt das Mädchen an, hackt ihren Blick förmlich in die Augen des Mädchens. „Nein, sie weiß nichts“, denkt sie dann beruhigt. Und sie streicht der Tochter begütigend übers Haar. „Mußt es net so schwer nehmen, Vevi, und dem Sägemüller nix nachtragen deswegen. Schau, er geht ja morgen wieder fort, geht vielleicht zum Sterben. Und allen Todgeweihten soll man nochmals Liebes tun. Es geschah ja auch von ihm aus — vielleicht nur aus Liebe.“

Vevi horcht auf. Es ist ihr nicht ganz klar, was die Mutter da sagt. Darum fragt sie: „Wie ist das mit den Todgeweihten? Sag mir's nochmal, Mutter“.

Und so sagt sie es denn nochmals. Langsam und schwer fällt es in den Raum.

„Den Todgeweihten soll man nochmal Liebe geben, wenn man kann.“

„Dann hätte ich ihn auch nicht vor die Brust stoßen dürfen?“ fragt Vevi.

„Nein — eigentlich nicht. Ich meine . . .“

Hell und hart wird sie von der Tochter unterbrochen.

„Dann dürfte demnach jeder kommen, könnt sagen: Ich muß morgen fort, und ich müßte dann alles mit mir geschehen lassen?“

„Der Sägmüller ist aber nicht irgend jemand“, antwortete die Mutter, und die Stimme will ihr fast kraftlos werden. Dann geht sie plötzlich hinaus, kommt sich vor wie eine Mühselige und Beladene. Vevi aber hat noch tagelang über die sonderbare Ansicht der Mutter nachzudenken. Ausgerechnet den Sägemüller, mit dem sie doch immer in Feindschaft gelebt, nahm sie in Schutz. Das muß doch irgendeine Ursache haben. Da aber diese Ursache selbst von dem alten Much, der doch sonst alles weiß, nicht aufgedeckt werden kann, vergißt Vevi diese sonderbare Begebenheit im Walde oben bald, um so mehr, als die Zeit mit Ereignissen so erfüllt ist, daß man das eigene Ich immer mehr in den Hintergrund schiebt und mehr den Dingen lebt, die täglich und stündlich an einen herantreten.

*

Im darauffolgenden Frühjahr kommt drunten in der Sägemühle ein kleines Mädchen zur Welt. Es kommt etwas zu früh und bleibt auch nur ein paar Stunden. Kaum, daß man ihm die Nottaufe geben kann, zieht es hinauf zu den Heerscharen der kleinen Engel. Die Sägemüllerin aber ist eine lange Zeit ans Krankenlager gefesselt. Und als sie endlich im Spätsommer wieder aufstehen kann, ist sie nur mehr ein Schatten. Nur ganz matte Spuren der einstigen Schönheit sind noch vorhanden. Wer sich ein wenig auskennt in den Dingen, so wie zum Beispiel der alte Much, der sieht es schon, daß diese Frau wohl nie mehr ganz gesund wird.

Ob das wohl jemals erkannt wird, das Monika Roster in dieser schweren Zeit alles für die Sägemühle tut. Selbst überhäuft mit Arbeit, schickt sie dennoch den alten Much hinunter zur Sägemühle, daß er auf Ordnung sehe; denn es wird in dieser Zeit aus den Bauern herausgeholt, was nur zu holen ist. Unter der straffen und umsichtigen Leitung des Alten lernt der junge Pankraz das Bauernhandwerk bis in den letzten Winkel kennen.

Und immer noch will der Krieg kein Ende nehmen. Wenn das so weitergeht, werden sie bald auch den jungen Pankraz holen.

Plötzlich aber, an einem trüben Novembertag, ist der Krieg zu Ende, ist Friede. Mittags sickert dieses Gerücht durch. Die Menschen können noch nicht daran glauben. Aber am Abend weiß man es gewiß. Es ist Frieden. Die Lebenden kommen nun zurück, und Monika sagt zum Much:

„Wenn der Sägemüller nun zurück ist, wirst du keinen Schritt hinuntertun. Es ist dann alles wieder so wie früher. Nur die Not, in der sie stand die ganze Zeit her, hat mich vergessen lassen, was einmal war.“

Am nächsten Tag aber trifft in Breitbruck die Kunde ein, daß Jakob Haller in einem Kriegslazarett im Rheinland seinen schweren Verwundungen erlegen sei. Vier Jahre hat er durchgehalten in Feuer und Rauch, und in den letzten Stunden dieses schweren Krieges hat ihn eine Kugel niedergemäht. Da ist wohl niemand im ganzen Dorf, der nicht aus tiefem Herzen mitempfunden hätte mit der Sägemüllerin, die seit der schrecklichen Kunde vollständig fassungslos ist.

Der Pfarrer macht ihr den Vorschlag, den Sägemüller in die Heimat überführen zu lassen. Sie hört kaum, was er sagt, und bittet zum Schluß dann nur, daß er von sich aus alles veranlassen möchte.

Nun ist es seit altersher so Sitte und Brauch, daß der nächste Nachbar immer einspannt, wenn der Tod in einen der Höfe eingekehrt ist. In den Jahren der Feindschaft hat sich

dies allerdings zwischen der Sägemühle und dem Kollerhof geändert. Als der Sägemüller starb, nahm niemand von oben Anteil, und bei der Kollerin niemand von unten. Dieser Tod aber des einen, der nun aus der Ferne heimgebracht werden soll, damit er in der Erde seiner Heimat ruhe, löscht alle Feindschaft aus und macht alles Gewesene vergessen. Die Monika ordnet also an:

„Du fährst — wenn der Sarg eintrifft — zur Bahn und tragst Sorge, daß das Gespann reich geziert wird mit Eichenlaub."

„Und wirst du auch unten sein am Grab? fragt der Alte.

„Nein! Ich werd die Vevi schicken."

Einen Augenblick sehen sich die beiden fest an. Dann nickt die Frau und wiederholt es nochmal leise. „Ja, ja, die Vevi soll gehn."

Eines Morgens trifft der Zinksarg auf dem Bahnhof in Breitbruck ein. Dumpf und schwer läuten die Glocken durch das Tal, und ein unübersehbarer Kondukt folgt hinter dem Sarge her.

Um diese Stunde verläßt Monika Noster ihren Hof und geht bergwärts. Der Boden ist schon hart gefroren und schreit unter ihren Schritten zornig auf. Schwer gebeugt von der Last des Rauhreifes hängen die Äste der Fichten und Tannen hernieder. Dazwischen hängen Eiszapfen in glitzernder Pracht, und die Felsbrocken am Wege sehen sich an wie riesengroße Kristalle.

Als sie eine Lichtung überquert, muß sie das Schultertuch straffziehen, denn der Wind springt sie heftig an und sticht wie mit tausend Nadeln.

Das Glockengeläut hinter ihr ist verstummt. Doch immer weiter schreitet sie, immer höher. Und endlich steht sie dann vor der Almhütte. Seit Jahren ist sie nicht mehr hier heraufgekommen. Nun zieht sie den Schlüssel aus der Tasche. Doch ehe sie die Tür öffnet, rollt dumpf das Echo einer Ehrensalve über die Kette der Berge hin. Dreimal hintereinander.

Nun hat man ihn ins Grab gesenkt. Monikas Mund verzerrt sich ein wenig. Die Türklinke in der Hand, so steht sie da und horcht auf das verrollende Echo. Dann tritt sie ein. Es ist dunkel im Raum, denn die Fensterläden sind geschlossen. Es bleibt auch ferner dunkel, denn keine Hand stößt etwa den Fensterladen auf. Nein, es liegen zwei müde Hände in einem Schoß, und die Tränen fallen darauf. Zwei Hände, die einmal einen liebevoll umfangen, den man jetzt ins Grab legt.

Kaum zu fassen ist es. So voll Leben, wie er einst war. Es ist schon lange her, und dennoch, dennoch . . .

In der Dunkelheit kommen die Bilder der Vergangenheit. Sie treten leise und behutsam ein und setzen sich neben die Frau wie kleine Kinder, die man nicht fortscheuchen darf durch ein hartes Wort.

Jakob . . . denkt sie, und dann spricht sie es leise für sich hin: „Jakob Haller . . ." Darin liegt in dieser Stunde alles eingeschlossen.

Ein Abend ersteht vor ihr — ach Gott, wie lange ist das schon her. Und trotzdem, sie sieht ihn wieder, wie er eintritt, so jung und kraftvoll. Sie erlebt noch einmal das blütengleiche Aufbrechen ihres Herzens. Auf beiden Händen hielt sie es ihm hin. Und er nahm es, bedenkenlos, leichten Blutes, wie er war. Doch alles Leid, das ihr daraus geschah, löst sich auf in dieser stillen Stunde des Schmerzes um seinen Tod. Es will in diese Stunde sogar etwas kommen, das aussieht wie Trost. Sie sagt sich, wenn sie damals wirklich Jakobs Frau geworden wäre, jetzt stünde sie doch allein; denn was von ihm noch übrig war, liegt jetzt, in einem Zinksarg aus dem Westen kommend, bereits unter der Erde. Ein bißchen schwer zu verstehen, wenn man weiß, wie gütig Gott ist, daß er dies in den letzten Stunden des Krieges noch geschehen ließ.

Der helle Schrei eines Raubvogels schreckt sie aus ihren Gedanken, so daß sie aufsteht und die Fensterläden aufstößt. In breiter Welle strömt das Licht herein. In feierlicher Schönheit ragen die Berge auf. Ihre Kuppen sind schon schneebedeckt und glitzern wie Silber in der Sonne. Dort hinauf schickt Monika nun ihre Gedanken. Dort oben — es wird wohl keinen Steig und Steg geben, den Jakob nicht gegangen wäre, damals, in seiner Jugend, als er den Gemsen nachstieg, ständig von Gefahr umgeben. Sie erinnert sich ferner an den Morgen, an dem der Jäger Sebastian Lechner die Spur verfolgte. Heute lebt auch er nicht mehr. Er war einer der ersten, die den Heldentod fanden. Auch der Höhenberger-Sepp schläft drunten am Isonzo. Alle Männer, die irgendwie einmal in ihr Leben getreten sind, leben nicht mehr. Der letzte war Jakob Haller.

Plötzlich fällt ihr ein, was die Menschen wohl sagen würden, wenn sie wüßten, daß sie, die stolze, starke Kollerin, hier hinaufgeflüchtet ist in die Einsamkeit, um die Totenglocken für den Sägemüller nicht läuten zu hören. Daß sie geweint hat um ihn. Niemand würde das begreifen können. Nur der alte Much.

Und der Much ahnt es auch in den nachfolgenden Wochen, was sie bedrückt. Er sieht täglich den Kampf, den sie mit sich führt, wieder so zu werden, wie sie war, stark und groß in allen Dingen. Und dennoch will es ihr nicht gelingen. Eine grenzenlose Unsicherheit ist in ihr, in allem, was sie beginnt.

Die Arbeit auf dem Hofe geht zwar im selben Gleichmaß fort. Einer der Knechte ist aus dem Kriege wieder zurückgekommen und hat sich gleich wieder auf dem Kollerhof verdingt. Einen zweiten hat sie in dem jungen Michael Brechtl, dem sie einst die ersten Wort und die ersten Schritte lehrte, gefunden. Sein Vater, der Simon Brechtl, hat wieder geheiratet und war glücklich aus dem Kriege heimgekehrt. Des weiteren sind noch zwei junge Mägde da und der alte Much, der überall nach dem Rechten sieht, obwohl es ihm schon ein paarmal gesagt worden war, er möchte doch endlich nach seinem arbeitsreichen Leben sich etwas mehr Ruhe gönnen. Er will einfach nicht, und so weit wäre alles in Ordnung, was den Hof betrifft. Aber unterhalb des Tagewerks ist etwas still geworden, was sonst da war. Das Lächeln der Herrin ist nicht mehr da, kein freundlicher Zuruf, kein Scherz. Monika weiß es selber, daß es nicht gut ist, immer so tiefen Gedanken nachzuhängen. Nicht gut für sie und nicht für den Hof. Aber sie kann es nicht ändern, steht vielmehr, wenn sie sich unbeobachtet glaubt, hinter dem Haus und schaut hinunter auf den Friedhof, über dessen Mauern ein heller, weißer Stein herausragt. Darunter liegt der letzte Gefallene der Gemeinde Breitbruck, der Sägemüller Jakob Haller.

Manchmal sieht Monika auch eine dunkelgekleidete Frau drunten in der Sägemühle über den Hof gehen, langsam und müde, als schleppe sie Ketten an Händen und Füßen. Die Kollerin sieht aber auch ein anderes Bild, ein Bild voll Kraft und Leben. Den jungen, starken Pankraz sieht sie auf dem Baumgatter stehen und schaffen. Und oftmals, wenn Westwind weht, hört man seine helle, scharfe Stimme bis zum Kollerhof herauf, trotz dem Kreischen der Sägen und Kettengeklirr. Ja, es ist oftmals so, daß Monika nur dieser Stimme wegen hinter das Haus geht; denn sie ist in ihrem Klang gleich hell und stark wie einstens die seines Vaters.

Wer weiß, wie lange Monika in diesem Zustand noch dahingelebt hätte, wenn nicht die Zeit selbst sie jäh aufgeschreckt hätte aus aller Sinniererei.

Der Krieg ist zu Ende, jawohl! Aber im Land selbst herrscht Unruhe, die sich sogar schon spürbar macht bis in die einzelnen Höfe herauf. Da wird es der Kollerin klar, daß es unerlaubt ist, die Hände müßig in den Schoß zu legen.

(Fortsetzung folgt.)

Sommernacht.

Lange noch ein Leuchten stand,
bald wird es den Osten streifen.
Neuem Blühn und neuem Reifen
ist die Erde zugewandt.

Tieferschöpft zur späten Nacht
neigen sich die Halme nieder,
bis nach kurzem Schlummer wieder
drängend ihre Frucht erwacht.

Leise aber geht durchs Land
Gott der Herr und läßt im Schreiten
über jede Ähre gleiten
segnend seine milde Hand.

Arthur Finke.

Erinnerungen an Peter Rosegger.

Von Theodor Kappstein.

Am 26. Juni 1918 starb der Dichter in seiner steirischen Heimat.

Am 9. August 1903 ernannte die Universität Heidelberg an ihrem Jubiläum den steiermärkischen Poeten **Peter Rosegger** zu ihrem Ehrendoktor — ihn, der Hirtenjunge und Schneidergesell gewesen war und ohne akademische Bildung blieb. Sie tat es mit dieser Begründung: „Peter Rosegger, dem überaus fruchtbaren Dichter, der das Volksleben seiner Heimat in unvergleichlicher Kraft und mit einzigartigem Können schilderte; dem geistvollen, die Wahrheit im Verein mit der Schönheit erstrebenden Mann, der immer auf dem Posten war, wenn es galt, deutsche Sprache, Sitte und Erziehung auf der Grenzwacht tapfer zu verteidigen; dem von uns gleichwie von allen Deutschen hochverehrten Mann von sechzig Jahren, welchen wir, für soviele entzückende Werke dankbar, beglückwünschen und von welchem wir hoffen, daß er noch neue und nicht minder ausgezeichnete Werke schaffen werde, verleihen wir die Würde eines Ehrendoktors der Philosophie."

Rosegger wollte der Freude von Heidelberg keine Zügel anlegen: „Der Stolz ist ein Kraftbringer, den wir lieben sollen! — Sie haben die Treue gesehen, in der ein Einsamer auf unbetretenen Pfaden in seiner Art mithelfen will dazu, daß es auf der Welt besser werde. Vom Leuchtturm des akademischen Geistesleben haben sie mir die Hand gereicht: Wir begrüßen dich als Kameraden! Darf das nicht eine stolze Freude sein?" —

Auf der Grenzwacht! „Ich sah", stellte er nach dem brausenden Volkslied seiner Festfeier zum 60. wehmütig fest, „in unserem lieben Österreich schon manchen Großen ins Grab steigen ohne das geringste Zeichen von Anerkennung — viele, die ein Leben lang blutend nach dem Höchsten rangen und um die sich niemand kümmerte! Statt des Lorbeers trugen sie eine Dornenkrone, statt einer Festblume hatten sie an der Brust Wunden, die ihnen das dankbare Vaterland beigebracht." Sein Volk liebte ihn; mit ihm hoffte es auf Freiheit. Am 26. Juni schlummert der getreue Eckardt 20 Jahre in seiner Heimaterde: er soll auferstehen!

Der Großdeutsche auf der Steirergrenzwacht dichtete nicht nur — **er warb mit der Tat** für die jetzt erst heilvoll erfüllte Gegenwart! Seine Älpler Landsleute baten ihren Freund um eine deutsche Schule. Peter sammelte in Graz und um Graz herum: die Waldschule erstand — Reform der alten Generation durch die nach seinem Sinn aufblühende Jugend.

Daran ließ er sich nicht genügen; mit der originellen Idee der „Bausteine", deren stattlichsten ersten er natürlich selber beitrug, hat der Unermüdliche auf Vortragsreisen — die Eisenbahnen schenkten dem Naturverherrlicher auf Lebenszeit eine Freikarte für alle Linien zu ungestörten Heimatstudien — und durch Aufrufe in die Welt der Deutschen und Auslanddeutschen mehrere Millionen zusammengebettelt: in vielen bedrohten Gebieten wuchsen deutsche Schulen aus dem Boden — Aussaat für die Zukunft, die unser Glück ist! Der Pionier darf nicht vergessen sein.

Der Menschheit— so betonte Rosegger oft —, dient man am besten, wenn man auf seinem eigenen Boden nach neuen Schätzen gräbt, in seinem Garten Früchte züchtet, die vielleicht sonst nirgends wachsen, und damit dem Allgemeinen ein Geschenk macht. Das nannte er „kosmopolitischen Lokalpatriotismus", durch den die Landwirtschaft wie die Industrie, die Wissenschaft wie die Kunst universell gefördert würden. Ihm legte seine grüne Mark die goldene Kette ums Herz. Die Hauptgefahr erschien ihm die moralische Entdeutschung. „Ich weiß kein Volk, das so sehr den Menschen stellte, als das deutsche in seiner Herzensanlage. Und so war immer mein Denken, daß es als Träger der Menschlichkeit dereinst die Weltmission erfüllen soll."

Seine Waldbauerngeschichte von Jakob dem Letzten war sein nationaler Notschrei: das alte Bauerngeschlecht stirbt aus im Alpenlande! Als Seher schaute er, daß künftige Geschlechter sich wieder mehr auf dem Lande einheimen würden . . . Unsere treue Mutter, mahnte er, ist die Erdscholle: aus ihr sprießen das Brot und der Idealismus. Todfeind blieb der Friedfertige, der seinem Geschlecht scharfwürzige „Bergpredigten" zuwarf, dem politischen Katholizismus, der ihn dafür giftig verfolgte. Dessen Politik in der Presse, bei den Wahlen, auf der Kanzel geißelte er. Sie arbeiten, weist er den politisierenden Priestern unerbittlich nach, für die Slawen, gegen die Deutschen, gegen ihr eigen Fleisch und Blut. „Wir verteidigen deutsche Ortschaften gegen Tschechen und Slowenen; wir suchen unsere urdeutsche Heimat zu schützen — sie nennen das hochverräterisch und benutzen ihren Einfluß bei der Regierung und bei der Menge, den nationalen Gedanken, die Treue zum angestammten Volke zu verdächtigen! Der nationale Selbsterhaltungskampf der deutschen Österreicher schreit nach einem Tage, an dem die Sache entschieden sein wird . . ."

Peter Rosegger! Du standest nicht vergeblich auf der Grenzwacht!

Der Schiffskoffer

Erzählung von **Herbert A. Löhlein.**

In der Nische von einem Säulenheiligen am Stefansdom saß der Dienstmann Nr. 12 — Sebastian Rueskäfer — auf einem selbstgehobelten tragbaren Kistl mit der Aufschrift: „Rueskäfer, Wien I. Bin von halb zwölf bis ein Uhr in der Wirtschaft gegenüber."

Es war noch nicht halb zwölf. Die kleine Viertelstunde bis zum Mittagessen — Lungl und Leberknödl waren heute fällig — versuchte Rueskäfer noch ein wenig herunterzudöseln, als ihm plötzlich eine schrille Stimme bis ins Mark fuhr. Rueskäfer blinzelte wie eine von der Katze überfallene Maus erschrocken in die Höhe: „Was ist denn los?!"

Zwei Dienstmädchen und ein Hausdiener bauten einen riesigen Schiffskoffer auf das Pflaster hin, machten vor ihrer Gnädigen noch Knicks und Verbeugung und stolperten in die Freiheit.

„Hallo, Dienstmann, ich muß auf die Bahn, es eilt! Wollen Sie rasch den Koffer befördern und als Eilgut aufgeben für den 12.15=FD=Zug. Was kostet das Ganze?"

Rueskäfer starrte auf das Ungetüm wie auf einen vorsintflutlichen Riesensaurier und wurde mit einem Schlag hellwach. „Jeß Maria — manen Sie den Kufern da?!"

„Klar — es ist doch sonst keiner da!"

„Und das klane, wo gnä Frau da in der Hand tragen?" . . . Rueskäfer deutete auf das Miniaturschweinslederköfferchen, in dem die Gnädige einen Parfümerieladen mitführte.

„Lassen Sie nur, das trage ich selbst" . . .

„Meiner Söl — alsdann habn Sie im Ernst dös Trumm Kuffern gmant. Ja, liebe Frau, warum schleppen S' denn sovül Zeug mit?"

„Mann — Sie scheinen ja den Sonnenstich zu haben! Er gehn Sie doch schon los — 11.30 Uhr — wie wollen Sie denn noch zum Westbahnhof kommen?" . . .

Rueskäfer zog langsam und bedächtig seine mittelalterliche Zwiebel aus der Hosentasche: „Jetz is erscht achtundzwanzge durch. Da müßt i also jetzt erst amal an Wagn holn. Marandjosef — so an Kufern in der Nummer hab i ja no gar net gsehn. Oder manen Sie, i trag mir an Bruch?!" Und um halb zwölfi hab i mei Lungl bstellt. Die müßt i also jetzt erst amal abmeldn. Passen S' auf, bis i an Wagn hol, san zehn Minuten hin und zehn Minuten her. Macht zwanzge. Dann hört ma also . . ." Rueskäfer zog wiederum umständlich seine antike Zwiebel aus der Hosentasche: „Elfi achtundvierzge, und wann möchtn S' foahrn?" . . .

„Errgott, ich hab doch kein Zeit zum Verhandeln — um zwölf Uhr fünfzehn!" . . .

„Aha — bleibn also noch zwarazwang Minuten auf die Bahn. Ja manen Sie, i bin a Renngaul? Wo i no gar nix im Magn hab seit heut früh?!" . . .

Die Gnädige bekam den ersten Migräneanfall: „Ja, warum sitzen Sie denn da? — Sie sind doch Packträger, nicht?"

„Ja, freili bin i des — aber das Wort kommt von Packl, net wahr? Etwas, was der Mensch noch freihändig derpacken kann. Aber an solchn Kufern!!"

„Dann holen Sie doch einen anderen Dienstmann, aber rasch!" —

Rueskäfer staunte abgrundtief: „An andern? Da werdn S' kan finden auf a Stund im Umkreis. Des is doch mein Revier . . ."

„Also dann los mit der Eilgutbeförderung — Mann!"

„Kruzitürkn, tun S' mi net so hetzn — des macht mi allweil gleich so nervös, und bal i amal nervös bin, kunnt i aa ka Handtaschl mehr tragn! Manen S' vielleicht, a Packträger hat kane Nörvn, und nacha no de Hitz dazua! Je ruhiger Sie mit mir redn, desto schneller kommen mir zum Bahnhof aussi. Überhaupts — wissen S' was, foahrn ma naus mit der Tax!"

„Du lieber Himmel — Sie machen mich ja verrückt! Dann hätte ich Sie doch gleich nicht gebraucht. Das kann ja der Chauffeur auch. Wofür dann jetzt den ganzen Dialog — elf Uhr vierzig ist es schon. Also holen sie schnell ein Taxi!"

Die Frau Hofrat riß nervös an dem Reißverschluß ihres Parfümerieladens und suchte nach dem Kölnischen, um nicht umzufallen. Rueskäfer schnupperte erfreut dem Duft nach und grinste:

„Herholn ist guat gsagt! Der nächste Standplatz is drübn am Graben. Des wären zwölf Minuten hin und vier Minuten her — macht sechzehn Minutn oder a Viertelstund. Und jetz is . . ." — Rueskäfer zog bedächtig seine antiquarische Zwiebel aus der Hosentasche — „elfi anavierzge, und wann habn S' gesagt, wolln S' foahrn — uma zwölfi rum, glab i — alsdann geht's nimmer! Wissn S' was, telephonieren ma nüber zum Grabn! Woartn können S' ja doch net, bis aner freiwillig daherrollt. Der Zagarrnladn da drübn hat a Telephon . . ."

„Himmel — dann laufen Sie doch rasch hinüber . . ." —

Rueskäfer wackelte mit dem Kopf: „Tuat ma leid — kann i net! I derf mein Standplatz net verlassn. Sie brauchen ja den Kufern da net mitschleppn — lassn S' den nur bei mir stehn. Und tuan S' mi net aufregn — wärn S' ehnder kummen — allweil in der letztn Minutn . . ."

Schweißgebadet kam die Frau Hofrat zurück; wutschäumend, aufgelöst und mit Tränenfurchen durch den Puder:

„Und wie lange fährt man zum Westbahnhof?"

„Ja mei — i bin selber no nia mit der Tax gfoahrn — des gang mir a vül zu schnöll — aber i man scho, daß no geht. Knapp zwar. Kommt halt drauf an, wie der Verkehr is am Grabn. Da schaun S' hi — kommt scho! Halt auf — es is a bsetzter . . . Wieviel hamma denn schon?"

Rueskäfer zog wiederum seine historische Zwiebel aus der Hosentasche. „Elfi fünfundvierzge durch! Sakra — jetz wär mei Lungl firti — oh, der Bluatskufern, der! — Aha — etz rasselt aner an — der is!"

„Bahnhof, Chauffeur — fahren Sie, was herausgeht!" . . .

„No, no, no — es is aa bloß a Mensch und ka Schrapnöl! Alsdann foahr zuawi — aber daß nix passiert — i bin in kaner Krankenkass'!"

„Sodala — da waarn ma ja jetz glückli am Westbahnhof. Was ham S' jetz so zwirnt, wo ma doch im Lebn alles mit der Ruhe ferti bringt! Ham ma sogar noch ganze fünf Minutn!"

„Jatzt rasch aber! Dienstmann, nehmen Sie den Koffer heraus und tragen Sie ihn so schnell wie möglich zur Eilgutabfertigung!"

Rueskäfer spitzte die Ohren: „Wer — i? — Ja, wissn Sie gar net, daß i in Bahnhof überhaupts net nei derf? Da san doch extrige Packträger da, die nur im Bahnhof tragn derfn. I bin bloß für d' Stadt da, und da aa bloß für mein Revier. Macht fünf Schilling zwanzg — Eilgutbeförderung! Des war ja bloß mein guter Wille, daß i Ihnen den Kufern da her dirigiert hab!"

Während die Frau Hofrat jetzt von einem Bahnsamariter ins Abteil getragen wurde, brüllten draußen vor der Eilguthalle drei Packträger: „Ho—ruck, ho—ruck!" und getragen von der Gemütsruhe dreier Kofferathleten, landete das Ungeheuer ohne jede Aufregung noch rechtzeitig im Packwagen. Nur die Gnädige lag bewußtlos in den Polstern. — —

Draußen aber zog der Dienstmann Nr. 12 seine vorsintflutliche Zwiebel aus der Hosentasche und meinte giftig: „Zwölfi zehn — Sakra, jetzt is mei Lungl aa alt wordn mit dem Bluatskufern!"



Bunte Chronik



Die eigene Todesanzeige aufgegeben!

Einen seltsamen Streich verübte eine junge Ehefrau, um einmal wieder hinter dem Ladentisch zu stehen. In Hagen in Westfalen hatte die Frau, deren Mann arbeitslos war, lange Zeit ein kleines Lebensmittelgeschäft betrieben. Als der Mann in der Altmark Arbeit bekam, wurde das Geschäft aufgegeben. Später fand der Mann in Sachsen Beschäftigung, und die Familie blieb vorläufig in der Altmark zurück. Hier las die Frau eines Tages eine Heiratsanzeige, in der ein junger Mann mit Lebensmittelgeschäft eine Lebensgefährtin suchte. Sie schrieb auf diese Anzeige, wobei sie sich als junge Witwe mit Vermögen ausgab, und kurze Zeit danach erschien auch der Bräutigam, dem die „junge Witwe" mit den beiden Kindern gut gefiel. Nun fuhr die Frau mit ihren Kindern für fünf Wochen zu ihren zukünftigen „Schwiegereltern", half fachkundig im Geschäft und machte sich in jeder Weise nützlich. Da inzwischen aber der Hochzeitstermin immer näher rückte und der richtige Ehemann der Frau seine Familie nach Sachsen nachkommen lassen wollte, ließ die Frau kurzerhand Todesanzeigen drucken, in welchen zu lesen war, daß die Witwe Erika X. in Lüdenscheid plötzlich gestorben sei und die Beisetzung in aller Stille stattgefunden habe. Natürlich erkundigte sich der untröstliche Bräutigam nach den näheren Umständen, so daß der ganze Schwindel herauskam. Vor dem Schöffengericht in Hagen, vor dem sie sich jetzt wegen Betruges und Urkundenfälschung zu verantworten hatte, führte die Angeklagte als Entschuldigung ihre große Sehnsucht an, einmal wieder in einem Lebensmittelgeschäft tätig sein zu können. Die Erfüllung ihrer Sehnsucht mußte sie mit zehn Monaten Gefängnis bezahlen.

Schuljunge fängt einen Wolf.

In der Nähe von Sarajewo bemerkte ein Schuljunge, der eine Schafherde hütete, einen Wolf. Die Bestie näherte sich der Herde, um sich ein Opfer auszusuchen. Der Junge lief dem Wolf entgegen und trieb ihn in die Flucht. Er bemerkte, daß der Wolf in einer verlassenen Hütte Zuflucht suchte, wo er ihn einsperrte, bis aus dem nahen Dorfe Erwachsene herbeikamen, die den gefangenen Wolf erschossen.



Lustige Ecke



Ein großes Rätsel.



„Hänschen, was glaubst du wohl, was ich hinter meinem Rücken für dich habe?"

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.